Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 29

Artikel: Der Sohn Johannes [Fortsetzung]
Autor: Känel, Rösy von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646585

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Sohn Johannes

ROMAN VON RÖSY VON KÄNEL

18. Fortsetzung

Doktor Haller versorgte sie in einem Taxi, nur damit er nicht weiter mit ihr über Johannes reden musste.

Glücklich fuhr Christine heim.

Sie fand keinen Schlaf, sie träumte sich mit offenen Augen mit ihrem Sohn in eine glückliche Zukunft hinein.

Um 1 Uhr morgens hörte sie die Haustüre gehen. Nach einer halben Ewigkeit, wie es ihr schien, fiel der gewohnte Lichtschein auf ihre Decke.

„Johannes!" rief sie, und noch einmal inniger und drängender: „Johannes!"

Da stand er unter der Tür. Das volle Licht aus seinem Zimmer beleuchtete sein rotes Gesicht, seine glänzenden, flackernden Augen...

„Johannes, komm her zu mir!"

Mit langsamen, unsichern Schritten kam er auf sie zu. Christine setzte sich mit einem Ruck im Bette hoch und schrie mehr als sie rief:

„Johannes, hast du getrunken?" – um dann sofort in die Klage auszubrechen, „mein Gott, ja, du hast getrunken!"

Johannes stand am Bett seiner Mutter und schaute über sie hinweg:

„Man wird wohl an einem Festabend mal ein Glas Wein trinken dürfen", sagte er, „ich bin etwa nicht der einzige gewesen."

„Es war nicht nur ein Glas, Johannes, das merke ich schon. Und nach deinen Kameraden habe ich nicht gefragt, es geht mir um dich. Du weisst, ich habe nie Alkohol im Hause geduldet, um dich vor jeder Versuchung zu bewahren. Und heute kommst du mir so..."

Johannes wehrte mit einer müden Handbewegung ab: „Ach lass – es war ja nicht das erste Mal – und es kommt auch wieder vor. Ich muss jetzt schlafen, gute Nacht."

Er tastete sich hinaus, da Christine in ihrem Zimmer kein Licht gemacht hatte. Sie hörte ihn vor sich hinreden und vernahm dann deutlich die Worte:

„Liebe, gute Mutter, werde nur nicht böse, – hast ja recht, – sei doch gut und froh – wo ist der Schnee, der schmolz?"

...dann wurde es still.

Christine fühlte ihr Herz von einer kalten Hand umklammert. Ruhelos, von Angst und Sorgen gepeinigt, lag sie im Bett und erwartete den Morgen.

Als sie um 9 Uhr Johannes wecken kam, da er an diesem Tage erst um 10 Uhr zur Schule musste, fand sie ihn munter und frisch.

„Guten Tag, Mutter", begrüsste er sie. „Schön war's gestern! Schade, dass du nachher nicht geblieben bist. Ich habe fast de ganzen Abend mit ‚Jolie' aus unserer Klasse getanzt."

Christine griff sich an die Stirn: hatte sie diese Nacht Gespenster gesehen?

„Komm zum Frühstück, Johannes", sagte sie nur und ging still hinaus.

2

Kurz vor Ende des ersten Schuljahres wurde Johannes zum Rektor befohlen. Professor Stolz, ein kleiner, sehr lebhafter Herr um die Fünfzig, musterte ihn scharf:

„Keller", sagte er, „bei mir in der Mathematik steht es sehr schlecht um Sie, ebenso im Latein. Wenn Ihre andern Leistungen, hauptsächlich in Deutsch und Geschichte, nicht bedeutend besser wären, so hätten wir Sie nur provisorisch versetzen können. Nun aber sind Sie noch mit einem ganz kleinen Plus um die Klippe herumgekommen. Das muss anders werden!"

„Jawohl, Herr Professor!"

„Was gedenken Sie übrigens später zu studieren?"

„Literaturgeschichte, Herr Professor."

„Hm... ausgezeichnet für Sie. Aber trotzdem, die Ausrüstung muss vollkommen sein – verstanden?"

„Jawohl, Herr Professor."

„Also – besser machen! Sie können gehen."

Draussen wurde er von ‚Jolie' und ein paar Kameraden erwartet.

„Was wollte der ‚Fuchs' von dir?" stürmten sie auf ihn ein.

„Ach, die alte Geschichte." Johannes schloss eine Sekunde die Augen, als täte ihm etwas weh. „Die verdammte Mathematik und das Latein wollen mir nicht in den Schädel. Es bleibt einfach nichts hängen, es geht durch wie bei einem Sieb. Ich habe auch gar kein Interesse daran", gestand er frei. „Ja, wenn ich mich nur mit Geschichte und Literatur beschäftigen dürfte, dann hätte ich eine Wonne!"

„Auf diese Wonne warten wir alle, jeder auf seine Art", sagte der bedächtige Werner Lutz, „aber zuerst heisst es arbeiten und abverdienen."

„Und überlege dir doch, Keller", meinte ein anderer, der dabeistand, wenn du nicht das ganze Jahr definitiv sitzest, so darfst du keiner Verbindung beitreten."

Sommertag

Die Sommerwolken schweben,
Die Welt ward gross und weit.
O holdes Glück, zu leben
In dieser hohen Zeit!

Wie reich auf lichtem Felde
Der Garben Zahl sich mehrt,
Ein Segen, den in Bälde
Der Schnitter heimwärtsfährt!

So ist nun alles Fülle,
Was aus der Scholle spross,
Nun fiel, was mir als Hülle
Den Blick dafür verschloss!

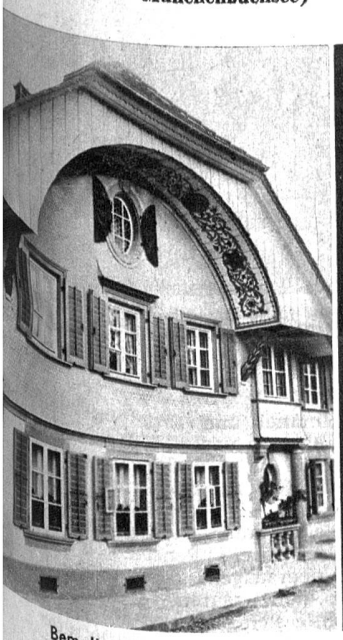
Walter Dietiker

Das Wohnhaus mit dem Werkstattgebäude

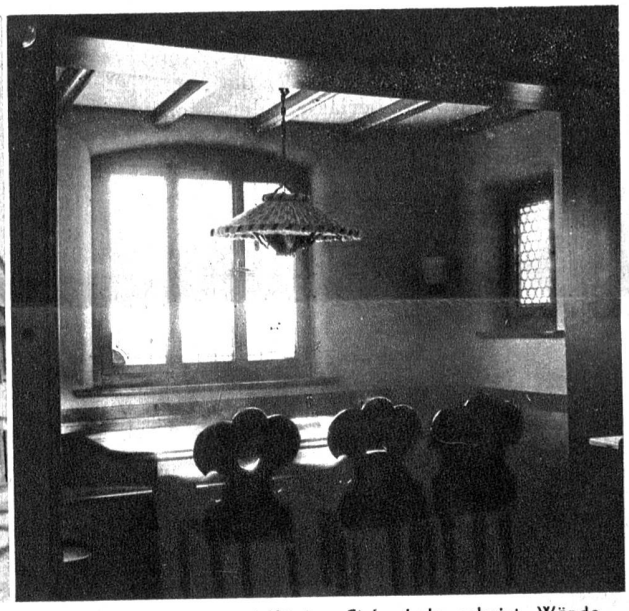
Materialraum mit dem Durchblick zur Werkstatt und Spritzraum

Vollwertige Leistung

(Aufnahmen aus dem Betrieb des Gipser- und Malermeisters Julius Graf, Münchenbuchsee)



Bemalte „Ründi" eines Berner Hauses



Eine Nische im Restaurant König. Eichenholz gebeizt, Wände Gipsglattstrich, Leibungen in Gips gezogen, Hartplastik in mittelstarker Struktur und leichte Patina

Der Beruf eines Gipser- und Malermeisters stand nicht immer in dieser Blüte und im Ansehen wie heutzutage. Im Jahre 1903, als Julius Graf sein Unternehmen in recht bescheidenem Umfange ins Leben rief, galt es mit aller Kraft und aller Energie daran zu gehen, sich das Recht zur Arbeit zu erringen. Nur mit qualitativer Arbeit und einer vollwertigen Leistung war es möglich, sich in der Zeitspanne von 43 Jahren zu behaupten und den Ruf seiner Leistung zu sichern. Vor allem war J. Graf darauf bedacht, nicht nur durch die sehr gute Arbeit, sondern auch durch neue Erfahrungen in seinem Berufe dem Fortschritt der Zeit zu folgen. Unermüdlich waren seine Versuche und Proben, und wenn es galt, eine Arbeit zu übernehmen, so war sicher damit zu rechnen, dass Graf etwas Neues, Gutes und Ansprechendes leisten wird. Nur so ist es zu verstehen, dass seine Leistungen weit über Münchenbuchsee hinaus bekannt sind und seine Werke von seinem vollwertigen Schaffen Zeugnis ablegen.

„Nimm Privatstunden, bis du aufgeholt hast", riet Lucille Rey.

„Bravo ‚Jolie', das soll er, dann ist er fein raus!" kam die allgemeine Zustimmung.

„Will mir's noch überlegen."

Zu überlegen gab es da nichts. Johannes wusste genau, dass er sich nur mit Nachhilfestunden über Wasser halten konnte. Einen Augenblick dachte er an seine Mutter, es würde ihr schwer fallen, zu dem, was der Besuch des Gymnasiums kostete, auch noch das Geld für Privatstunden aufzubringen. Aber – sie würde es schaffen. Vielleicht schrieb sie nun das Kochbuch. Es musste doch ihr Stolz sein, den Sohn in Band und Mütze zu sehen. Der Gedanke an die Verbindung gab den Ausschlag.

Nach dem Nachtessen, als Jakob Müller das Zimmer verlassen hatte, begann er die Mutter über die Notwendigkeit der neuen Geldausgabe aufzuklären:

„Mutter, der Rektor hat mich heute rufen lassen. Ich werde dieses Frühjahr definitiv in die zweite Klasse versetzt."

Christine strahlte: „Das habe ich gar nicht anders erwartet, mein Junge. Aber – warum sagte dir das der Rektor persönlich?"

„Weil ein kleiner Haken dabei ist. Du weisst, dass ich etwas schwach in Latein und Mathematik bin. Der Rektor meint nun, ich müsse mich hier gehörig hochnehmen, wenn das Definitivum bleiben soll. Und da hilft nun alles nichts, ich brauche wieder Nachhilfestunden."

Christines Strahlen erlosch, wie ein elektrisches Öfelchen erlischt, dem man den Strom abgedreht hat:

„Johannes – es kostet alles so viel – deine Bücher, deine Exkursionen, deine Kleider – ich weiss bald nicht mehr, woher ich das Geld nehmen soll. Zudem dauert es ja noch viele Jahre, bis du selber etwas verdienen kannst."

„Weiss schon, aber nachher, wenn ich mein Ziel erst erreicht habe, bist du alle Sorgen los. Gewiss findet sich für diesmal wieder ein Ausweg, denn – es hängt wirklich viel davon ab. Wie steht es übrigens mit deinem Kochbuch?"

„Ich habe damit begonnen, aber es

geht langsam, und dann muss ich erst noch einen Verleger haben."

„Kleinigkeit, wenn du als Haushaltungslehrerin von Altenheim kommst. Also, es geht, Mutter, ich kann gleich morgen ein Inserat aufgeben?"

„Ein Inserat kostet auch wieder Geld, könntest du dich nicht selber nach Adressen erkundigen?"

„Zeitverlust! Und bei Offerten kann man wählen."

„So tu' halt, was du für gut findest."

„Danke, Mutter." Johannes gab ihr den raschen, flüchtigen Wangenkuss. „Muss noch Aufgaben machen."

Als Christine allein war, begann sie zu rechnen... Jakob Müller bezahlte nicht so gut, wie Georg Fehlmann bezahlt hatte. Beim Gedanken an den Armenpfleger musste sie sich eine Träne aus den Augenwinkeln wischen... Dann das Geld für ihre Kurse... das bisschen Zins von Hermanns Lebensversicherungssumme... die kleinen Einnahmen aus dem Garten, das alles ging knapp am Nichts vorbei, wenn jetzt noch die Ausgaben für die Nachhilfestunden dazukamen. Selbst wenn sie das Kochbuch an den Verleger brachte, kamen im besten Falle zwei- bis vierhundert Franken dazu, je nach dem Absatz. Sie sah die Zeit nahen – bald schon – da sie auf ihr kleines Kapital zurückgreifen musste. Aber – und hier kam nun die andere Seite:

Wenn Johannes sein Ziel erreichen würde, wie selbstverständlich war dann all ihr Sorgen und Mühen! Sie musste also alles tun, ihm auf dem eingeschlagenen Weg weiterzuhelfen. Ein Stillstehen gab es nicht, sonst wären ja die vorgängigen Schritte umsonst gewesen...

Christine gehörte zu jenen Müttern, die dem ersten Opfer für ihr Kind das zweite folgen lassen. Dem zweiten das dritte, dem dritten das vierte. Und damit das vierte nicht umsonst gewesen sei, lassen sie ihm auch noch das fünfte und sechste folgen. Es ist ein ewiges Stirb und Werde, ein steter Bittgang zwischen Himmel und Erde, mit Opfern gepflastert, mit Herzblut getränkt. Es ist ein Geben und immer wieder Geben, ein Lieben und immer wieder Lieben – endlos – grenzenlos!

Christine besprach sich diesmal nicht mit Doktor Haller. Sie entschied allein. Johannes bekam seine Nachhilfestunden und es ging alles nach wie vor seinen Weg.

Das Kochbuch mit den 250 Rezepten ‚Für die moderne Küche' wurde abgeschlossen. Johannes war zuerst mit Feuereifer an die Abschrift gegangen – er hatte auch ein halbes Dutzend Seiten vollendet – dann aber hatte er das Weitere Jakob Müller überlassen, der sofort und gern zu dem Dienst bereit gewesen war.

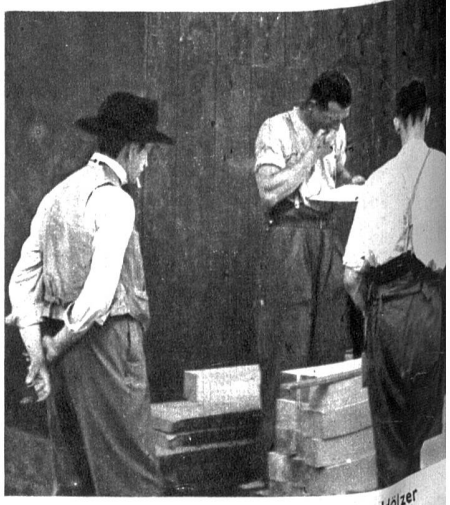
Das Buch fand seinen Verleger. Christine bekam sogar sechshundert Franken dafür, denn es wurden in kurzer Zeit 3000 Exemplare abgesetzt.

Johannes feierte diesen Erfolg der Mutter auf seine ganz persönliche Art. Er brachte ihr einen grossen Blumenstrauss aus einem Blumengeschäft – obwohl im eigenen Garten genügend Blumen wuchsen – und zugleich die Aussicht auf seinen baldigen Eintritt in eine der Gymnasiastenverbindungen.

„Die ‚Jurassier' und die ‚Altenheimer' wollen mich haben. Ich bin jedoch noch nicht entschlossen, welchen ich beitreten will."

„Du musst mir schon erklären, Johannes, wo da der Unterschied liegt und was die Sache etwa kostet."

(Fortsetzung folgt)



Kontrolle der fertig zugeschnittenen Hölzer vor der Verwendung

Reise einer Bernerin nach RIO

Erzählt von Erika Baumgartner-Jordi, die im vergangenen Jahr ihren Gatten auf eine Geschäftsreise begleitete

(Schluss)

Zusammen mit zwei sympathischen Engländern, die einzigen mit uns, die vor den frühern Mitreisenden von Natal wegkamen, verbrachten wir einen vergnügten Abend im Hotel. Wir hatten guten Grund, fröhlich zu sein, zumal wir am nächsten Tag Rio erreichen sollten. Dies wurde denn auch gebührend gefeiert, so dass unser Nachtessen fast in ein Bankett ausartete. Ich höre noch jetzt die herrliche Musik, von einem guten Orchester gespielt, u. a. « Sommernachtstraum » von Mendelssohn, Schuberts «Ave Maria» und schöne Weisen von Chopin. Es wurde mir eigenartig zumute, in dem fremden Land diesen lieben, vertrauten Melodien zu begegnen, die mich unmerklich wieder nach Europa zurücktrugen.

Am 4. August, morgens 7 Uhr, ratterten die Motore wieder — im nächsten Moment hatte sich das Flugzeug bereits vom Boden gelöst und die Erde zog sich unter uns hin als wäre sie ein laufend Band. Nun überflogen wir ein unermessliches Küstengebiet, auf dem ungefähr alle zwei Stunden Zwischenlandungen gemacht wurden. Wir begrüssten den kurzen Aufenthalt in Maceio, Bahia und Caravellas nicht nur wegen dem « café sinhó », das uns überall offeriert wurde, sondern auch weil es eine Annehmlichkeit war, ein paar Schritte zu gehen und die frische Luft zu atmen. Wir waren nur noch einige Flugstunden von Rio entfernt und diese zeigten uns, dass das Reisen in der Luft nicht immer so angenehm ist. Plötzlich kamen wir uns vor wie in einem Luftballon, der vom Wind hin- und hergetrieben wird. Niemand wagte es mehr, im Gang umherzupromenieren, um mit den andern Passagieren zu plaudern — ausnahmslos sassen alle auf ihren Plätzen mit dem Gurt angeschnallt, um nicht den Sitz unter sich zu verlieren. Ob die Unstabilität der Maschine den grossen Wolken, die wir traversierten oder den hohen Bergen zuzuschreiben war, konnten wir nicht wissen, nur eines war uns klar, dass wir uns nicht mehr ganz wohl fühlten. Kaum dass wir es gewahrten, tauchte der Himmel auf einmal in ein fahles, gefährliches Zwielicht und in wenigen Sekunden zuckten hier und dort die Blitze. Das Flugzeug sackte nun in einem fort und in Gedanken beschäftigte ich mich schon mit der für alle Fälle bereit gehaltenen Papierdüte; im übrigen konstatierte ich, dass auch unter den Mitreisenden Vorsichtsmassnahmen getroffen wurden. Mein Mann probierte sich abzulenken, indem er krampfhaft in einem Buch las. Immer häufiger warfen wir einen Blick auf die Uhr — die letzten paar Stunden kamen uns unendlich lang vor. Allmählich begann sich die Finsternis zu lichten und man wusste wieder sicher, wo Himmel und Erde war. Auf einmal kam Leben in unsere Mitreisenden; alle streckten die Hälse und guckten zum Fenster hinaus. Wir begriffen nicht recht was los war, denn nach der Uhr ging es immer noch eine halbe Stunde bis Rio. Aber ein Blick durchs Fenster genügte, um uns zu überzeugen, dass wir dem Endziel ganz nahe waren — vor uns tauchten mächtig sich aufreckende Felsenberge, die «Gottesfinger», auf, die in ihrer Eigenart schon aus der Ferne zu erkennen sind. Den Corcovado, der wegen der Christus-Statue auf dem Gipfel unverkennbar ist, konnten wir fast mit Händen greifen. Im nächsten Augenblick glitten wir am Zuckerhut vorbei und die grosse Stadt lag zu unsern Füssen. Die einzig schöne Sicht begeisterte uns dermassen, dass wir das Gewitter längst vergessen hatten. Vergessen war auch das Kitzeln im Halse sowie die Müdigkeit — wir fühlten uns wieder herrlich wohl. Voller Spannung sahen wir nach dem achtstündigen Flug unserer Landung entgegen. Mich dünkte, als ob unsere Maschine die Bucht dazu auserkoren hätte und verfolgte den Abstieg mit einigem Herzklopfen. Wir schossen nur noch wenige Meter über dem Wasser dahin, als wir blitzartig auf ein weites, grünes Feld zusteuerten. Kaum merkbar setzte das Flugzeug auf, das wir bald nachher mit grosser Erleichterung verliessen. Auf dem Flugplatz wurden wir von unserm Vertreter, dessen Gemahlin und einem Landsmann erwartet, die uns mit einem Rosenbukett herzlich willkommen hiessen in Rio, dieser faszinierenden Stadt, von der Stefan Zweig schrieb, dass ihm hier eine der herrlichsten Landschaften der Erde entgegen trat.